



Leseprobe aus: Klaus Kordon, Wie Spucke im Sand, ISBN 978-3-407-78983-9
© 2013 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-78983-9>

1. Teil: Adoor Ram

Ein Dorf wie tausend andere

Ich kann schreiben, ja, ich kann schreiben! Es fällt mir immer leichter. Und geht es nicht, brauche ich nur aufzublicken, und Aruna kommt, hockt sich neben mich und fährt mit dem Zeigefinger die Zeilen entlang. Aruna findet immer das richtige Wort. Nur deshalb wage ich es, ihrem Rat zu folgen und meine Geschichte aufzuschreiben. Sie sagt, es wäre wichtig für Yoni, meinen »kleinen Bruder«, aber auch für mich. Vor allem für mich. Ob mir mein Vorhaben gelingen wird, ob ich genügend Geduld mit mir haben werde, weiß ich nicht. Versuchen muss ich es: Ich will mich besser kennen lernen, will richtig begreifen können, was geschah, seit ich unser Dorf verließ.

Damals war ich dreizehn Jahre alt, nun bin ich siebzehn. War ich damals noch ein Mädchen, bin ich heute eine Frau. Doch was besagen diese Bezeichnungen schon? Was ich erlebt habe, ist mehr, als vier Jahre älter geworden zu sein. Ich habe einen Sprung getan aus einer Welt in eine andere Welt. Bin eine andere Munli geworden, denke anders, fühle wohl inzwischen auch ganz anders.

Das Dorf, aus dem ich stamme, liegt im Grenzgebiet zwi-

schen Uttar Pradesh und Madhya Pradesh, direkt am Fuß der Berge. Es ist sehr arm, nicht mal einen Brunnen gibt es dort. Das Wasser mussten wir Mädchen und Frauen in Krügen vom Fluss heranschleppen. Und in heißen Sommern, wenn der Fluss fast ausgetrocknet war, sogar vom See her. Das waren viele Stunden Fußweg mit den schweren irdenen Krügen auf dem Kopf.

Auch die Wäsche wuschen wir im Fluss. Dabei wurde meistens gesungen. Das war schön und hat Spaß gemacht. Richtige Straßen gab es in unserem Dorf lange nicht. Es bestand nur aus einer Ansammlung von Lehmhütten, die oft weit auseinander lagen. Trotzdem lebten wir alle sehr eng zusammen. Jeder wusste alles vom anderen, jeder interessierte sich für den anderen. Das ist in der Stadt anders. Hier kümmert sich kaum jemand um seine Nachbarn. Es sei denn, sie sind hoch gestellte Persönlichkeiten, die einem nützen können. Oder sie leben anders als die meisten und man will sie vergraulen, wie gerade Aruna und wir Mädchen es immer wieder erleben.

Ein Städter hätte unser Leben im Dorf sicherlich sehr eintönig gefunden. In der nassen Jahreszeit pflanzten wir Reis an, in der trockenen Bohnen, Weizen, Linsen, Chili, Süßkartoffeln und rund um die Hütten auch etwas Gemüse. Auch bei größter Sonnenglut arbeiteten wir auf den Feldern. Und in den Abendstunden sammelten wir Brennholz.

An den Hitzetagen beneidete ich immer die Wasserbüffel, die sich im kühlen Flussschlamm suhlten. Einmal, als ich

noch ganz klein war, legten wir Mädchen uns tatsächlich mal dazu. Wir sahen schlimm aus danach, aber es hatte riesigen Spaß gemacht.

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, habe ich das Gefühl, als passierte ungeheuer viel in unserem Dorf. Es wurde geboren und gestorben, es gab Streit und Versöhnungen, Hochzeiten, Leichenverbrennungen und andere Feste. Es geschah immer irgendetwas, war nie langweilig. Dazu hatten wir alle auch viel zu viel zu tun.

Eine Schule gab es nicht in unserem Dorf. Die nächste lag viele Meilen weit entfernt. Kein Kind in unserem Dorf ist je zur Schule gegangen. Aber auch wenn die Schule nicht so weit entfernt gewesen wäre, hätte ich sie nie von innen gesehen. Wir Mädchen arbeiteten ja alle auf den Feldern mit, wir hätten gar keine Zeit gehabt, zur Schule zu gehen. Nur für die Jungen wäre eine Schule von Vorteil gewesen.

Der einzige Lehrer im Dorf war Bhimal, unser Dorfpriester. Er reichte uns den ersten Reis* und lehrte uns die verschiedenen Erscheinungsformen Gottes*. Lesen und Schreiben lehrte er uns nicht.

Bhimal konnte sehr gut erzählen. Nicht nur wir Kinder, auch die Erwachsenen lauschten ihm gern. Der kleine, hagere Mann, der stets nur im Dhoti* herumlief, war sehr belesen und fühlte sich im Reich der Göttersagen und

* Indische Ausdrücke und Bezeichnungen sowie bestimmte indische Eigenheiten, Riten und Traditionen sind mit * gekennzeichnet und werden im Anhang in der Reihenfolge ihres Auftretens erläutert.

Gleichnisse wie zu Hause. Immer wieder neue Geschichten wusste er. Manche davon machten uns Angst, andere, besonders die Liebesgeschichten, waren sehr schön.

Ich erinnere mich noch daran, wie er uns die Schöpfungsgeschichte nahe brachte. An diesem Tag hatte ich besonders schmutzige Füße. Bhimal erklärte uns, dass die Welt und die verschiedenen Kasten* durch das Opfer einer Urperson entstanden wären. Aus dem Mund die Kaste der Brahmanen, aus den Armen die der Könige, Fürsten und Krieger, aus den Hüften die der Kaufleute und Händler, aus den Füßen die der Arbeiter und landlosen Bauern. Als er von den Füßen sprach, sah er mit seinen immer ein wenig traurigen Augen hinter der randlosen Brille meine Dreckklumpen an. Auch ich sah auf meine Füße hinunter – und erschrak: Also aus dem unedelsten Teil der Urperson kamen wir! In unserem Dorf gehörten wir ja fast alle der Shedul-Kaste, also den landlosen Bauern an. Verschämt zog ich meine Füße näher an mich heran und legte die Hände drüber. Aber die waren auch nicht sauberer. Es war die Zeit nach den ersten Monsunregenfällen; das ganze Dorf steckte im Schlamm.

Bhimal erzählte uns dann, wer brav und fleißig sei und Gott verehere, werde in einer höheren Kaste wiedergeboren. Und er blickte mich dabei an, als wollte er mich mit diesem Spruch darüber hinwegtrösten, dass ich ein so besonders schmutziger Füßling war. Danach predigte er uns, dass es immer und ewig über alle unsere Leben hinweg unser höchstes Ziel sein müsse, in eine höhere Kaste

aufzusteigen, bis wir endgültig mit Gott wiedervereinigt wären und zu den Unsterblichen gehörten. Begeistert blickte ich ihn an. Aufsteigen, ja, das wollte ich. Wie lange es dauerte, war mir egal, wenn ich nur nicht bis in alle Ewigkeit als schmutziger Fuß wiedergeboren wurde. Deshalb war ich von nun an immer sehr bemüht, nichts zu tun, was meinem Aufstieg im Wege stehen könnte. Und »sündigte« ich doch einmal, war ich hinterher sehr unglücklich über mich.

Ich weiß, ich bin etwas spöttisch, aber ich beschreibe alles so, wie ich es heute sehe. Und die Munli von heute muss über die Munli von damals oft lächeln.

Einmal in der Woche trat die ganze Familie vor die Dorfgottheit hin, um ihr Wasser und Reis als Opfergabe zu bringen. Das taten wir auch, wenn wir selbst kaum etwas zu essen hatten.

Unser Dorfgott war Surya, der Sonnengott. Mataji* hielt nicht viel von ihm. Sie betete lieber zu Shiva*, dem Gott der Herrenlosen, Einsamen und Verzweifelten. Von Shiva fühlte sie sich am besten verstanden. Wenn sie mir aber Märchen erzählte, dann am liebsten die, in denen Krishna* die Hauptrolle spielte. Einige davon erzählte sie mir immer wieder. Ich kann sie heute noch auswendig.

Wie alle Kinder blieb ich bis zu meinem fünften Lebensjahr zu Hause. Oder ich folgte Mataji aufs Feld und sah zu, wie sie arbeitete. Mit meinem fünften Geburtstag änderte sich mein Leben. Nun war es mit der göttlichen Kindheit* vorbei, ich musste Mataji im Haushalt oder

beim Brennholzsammeln helfen. Als ich acht Jahre alt war, musste ich dann zum ersten Mal mit aufs Feld. Ich werde den Tag nie vergessen. Wir steckten junge Reis-pflanzen, standen bis zu den Knien im Schlamm und richteten uns kaum auf. Abends tat mir der Rücken weh und meine Füße waren eiskalt.

Von da an musste ich immer mit aufs Feld. Feldarbeit ist Frauenarbeit, Männer helfen nur beim Pflügen und bei der Aussaat.

Das ging fünf Jahre so. Die einzige Abwechslung war die jährliche Regenzeit: Würde der Monsun früh kommen, würde er spät kommen? Wie fiel er aus? Würde es heftig regnen, wenig oder gar nicht? Würde die Ernte reichlich ausfallen und wir einen besseren Lohn erhalten oder würde sie karg sein und eine Hungerzeit beginnen?

Jedes Jahr die gleichen Fragen, die gleichen Gespräche. Wir sorgten uns um die Ernte, als gehörten die Felder uns. Sie gehörten aber der Familie Maday, reiche Leute, die in der Stadt lebten. Wir bekamen sie nie zu sehen. Der Verwalter teilte uns zur Arbeit ein, seine Angestellten zahlten uns den mageren Lohn aus. Brauchte eine Familie mal etwas mehr als das, ging sie zum Verwalter. Der gab ihr Kredit – zu dreihundert Prozent Zinsen. Die Kredite konnten nie abgezahlt werden, die Familien waren schon froh, wenn sie die Zinsen tilgten. So war das ganze Dorf auf Lebenszeit Schuldner der Familie Maday.

Erst als die große Straße sich unserem Dorf näherte, änderte sich das ein wenig. Zwar war die Arbeit beim Stra-

ßenbau hart, doch sie war die einzige Gelegenheit, die Schulden abzarbeiten. Und wie auf den Feldern verrichteten auch hier die Frauen die anstrengendsten Arbeiten. Ob wir mit schweren Hämmern große Steine zu Schotter zerschlugen, Zement mischten, Baumstämme schleppten – die Männer trieben uns an, kontrollierten uns, waren auch hier für die gehobeneren Arbeiten zuständig. Trotzdem war die große Straße die Chance unseres Lebens, wir mussten sie nutzen. Deshalb arbeiteten wir alle dort mit, bis auf Pula, Ila und Mantu. Pula, die schon acht war, musste dafür auf die beiden Kleinen aufpassen.

Die Verdienstmöglichkeiten beim Straßenbau waren sehr unterschiedlich. Es zählte nicht, was man tat, sondern wer man war – ein Mann, eine Frau oder ein Mädchen. Pitaji, als Aufseher, verdiente zwölf Rupien* am Tag, die anderen Männer – also auch meine Brüder – zehn. Mataji bekam wie alle Frauen acht Rupien, ich wie alle Mädchen sechs. Das war ein Tagesverdienst von sechsendvierzig Rupien für die Familie. Bei fünfmal zehn Stunden am Tag ein Hungerlohn – und trotzdem ein Geldsegen. Der allerdings nicht lange anhalten würde. Wir wussten ja: Eines Tages würde die große Straße fertig sein. Uns blieb dann wieder nur die Arbeit auf den Reisfeldern und die jährliche Angst vor Überschwemmungen oder Dürreperioden. Deshalb lebten wir auch weiterhin sehr sparsam.

Pitaji aber machte sich seine eigenen Gedanken über die Zukunft. »Die große Straße ist wie eine Kuh, die man melken muss«, sagte er immer. »Kühe spenden Milch, lie-

fern Dung für die Felder und ihr Mist taugt zum Heizen. Kühe spenden Leben! Die große Straße tut das auch. Erst bauen wir sie, da gibt sie uns Arbeit. Wenn sie fertig ist, kommen Menschen auf ihr entlangefahren. Und wo Menschen sind, gibt es neue Arbeit. Es müssen Wasserleitungen gelegt, Häuser gebaut, Restaurants eröffnet werden. Vielleicht bekommen wir sogar Strom in unser Dorf. Und einen Doktor. Auch ein Kino ... Dann müssen wir unsere Schulden abgezahlt haben, um einen richtigen Kredit aufnehmen zu können – für einen Kiosk mit Zigaretten, Süßigkeiten und Zeitungen oder wenigstens einen Getränkestand.«

Das waren seine Pläne. Oder nur Träume? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass der Gedanke, in einem solchen Dorf zu leben, wie Pitaji es schilderte, nicht nur mich zutiefst erregte. Meine Brüder Ramesh und Birri waren genauso angetan davon. Sie wünschten sich eine Buslinie, die es ihnen ermöglichte, mit dem Bus in die Stadt zu fahren, um dort zu arbeiten. Oder auch nur, um dort spazieren zu gehen, die Schaufenster zu betrachten und den Städtern zuzusehen. Städter waren für uns Dörfler ja fast so was wie höhere Wesen.

Mein größter Traum war damals ein Kinobesuch. Was hätte ich wohl dafür gegeben, einmal in meinem Leben einen der vielen schönen, bunten, lustigen Filme zu sehen, von denen ich gehört hatte; Filme mit viel Gesang und einer Liebesgeschichte, die gut ausgeht. Zu uns ins Dorf kam nicht mal eines der vielen Wanderkinos, nur hin und

wieder ein Puppenspieler, der mit handgeschnitzten Marionetten die alten Sagen aufführte. Ein Film, in dem richtige Menschen über eine Leinwand liefen, sprachen, sangen und tanzten, musste etwas ganz anderes sein.

Straße des Lebens, Straße der Hoffnung, Straße des Glücks – in wie vielen Dörfern wurde die große Straße inzwischen wohl noch so gefeiert? Wie weit in die Berge hinein schlängelt sie sich schon? Manchmal habe ich noch heute den Geruch von Teer oder Zement in der Nase. Doch es ist kein schlechter Geruch, es ist der Geruch nach Träumen, Wünschen, Plänen. Derselbe Geruch, den ich wahrzunehmen glaube, wenn ich an jenen Tag zurückdenke, der als Glückstag begann und mit einem bösen Schrecken endete. An diesem Tag begann mein Abschied vom Dorf ...

Doch darüber möchte ich heute nicht mehr berichten. Ich will, bevor ich mich schlafen lege, noch ein bisschen an unser Dorf zurückdenken, an Mataji, Pitaji, meine Geschwister. Sicher, unser Dorf ist nur ein Dorf wie tausend andere auch, für mich aber ist es mehr, viel mehr. Ich habe oft Sehnsucht nach den Abenden am Feuer, dem gemeinsamen Wäschewaschen, den vielen kleinen, unwichtigen Heimlichkeiten zwischen uns Mädchen, dem Geschwätz der Nachbarinnen und Nachbarn. Werde ich unser Dorf jemals wieder sehen? Möchte ich es überhaupt wieder sehen?

Munli Glückskind

Das Schreiben ist anstrengender, als ich geglaubt habe. Es ist ja nicht nur die Suche nach Wörtern, es sind auch die Fragen, die hinter den Wörtern stecken. Habe ich alles richtig geschildert? Habe ich niemandem Unrecht getan? Habe ich nichts vergessen? Was darf ich weglassen, ohne zu lügen?

Gestern Nacht habe ich noch lange wach gelegen und nachgedacht. Ich habe unser Dorf vor mir gesehen, den Fluss, den See und all die Gesichter, die ich nun schon so lange vermisse ... Was ich getan habe und was ich nicht tun wollte, ich werde nun alles noch einmal nacherleben, jede einzelne Entscheidung überprüfen und mich so manches Mal schämen müssen ...

Was ich mir vorgenommen habe, ist nicht leicht. Es belastet mein Gefühl und mein Gewissen. Trotzdem will ich fortfahren. Der Tag, an dem mein Abschied begann! Es war der Tag der Göttin Parvati*, für uns Dorfmädchen der wichtigste aller Tage. Vor wenigen Wochen war ich dreizehn geworden, also alt genug, um mit den anderen Mädchen zum See hinauszufahren und mich Parvati zu weihen. Schon frühmorgens lag ich vor unserer Hütte und sah zu, wie der neue Tag über die Reisfelder kroch. Wie hoch der Weizen stand! Es war ja März, Frühling, alles grünte, viele bunte Blumen säumten die Wege. Ich atmete so tief, als wollte ich diesen Tag in mich hineintrinken, diesen – wie alle sagten – Tag aller Tage in meinem Leben.